

VON GERHARD MATZIG

Wenn irgendwo auf der Welt irgendwas explodiert, wenn Stahl versagt, Beton wankt und sich harmloses Schaufensterglas in eine Waffe verwandelt, ist Norbert Gebbeken, 62, nicht weit. Der Professor für Baustatik leitet an der Universität der Bundeswehr in München das Forschungszentrum „Risk“. Die vier Buchstaben stehen für Risiko, Infrastruktur, Sicherheit und Konflikt.

Das Risk-Team untersucht die „Sicherheit kritischer Infrastrukturen (...) angesichts von Naturkatastrophen, internationalem Terrorismus und organisierter Kriminalität“. Zur Infrastruktur gehören Straßen und Plätze, Häuser und Städte, aber auch Sonnenschirme oder Rucksäcke. Infrastruktur ist ein anderes Wort für Alltag. Gebbeken ist ein besonderer Alptraum-Experte: Seit Terroristen in New York 2001 beim Attentat auf die Hochhäuser gezeigt haben, wie leicht sich zivile Chiffren – Teppichmesser, Verkehrsflugzeuge und Bürohäuser – in Waffen umcodieren lassen, ist er weltweit gefragt als Waffenexperte für Waffen, die zwar keine Waffen, aber trotzdem tödlich sind.

„Zurzeit“, sagt er in seinem Büro am Stadtrand von München, „machen wir Explosionsversuche für das Bundesinnenministerium, es geht um terrrorsichere Stadtmöblierung, also etwa um Pflanzkübel in der Fußgängerzone, um Laternenpfähle, Brunnen oder Bänke, um Alltägliches.“

Früher WTC – heute Kaufhaus, McDonald's, Parkdeck: Die Ziele sind banal geworden

Terrorsicher, erläutert Gebbeken, „wird zum Beispiel ein Pflanzkübel dann, wenn man ihn aus Faserbeton herstellt“. Warum das? „Weil so ein typisches Stadtmöbel im Falle einer in unmittelbarer Nähe gezündeten Bombe weniger fragmentiert wird.“ Das heißt: Die Wahrscheinlichkeit umher-schießender Betonsplitter, die wie Gewehr-kugeln wirken können, nimmt ab.

In einem Gespräch mit Gebbeken ist Erstaunliches über den Alltag als Kriegszone zu erfahren: Thujhecken absorbieren sechzig Prozent der Druckwelle einer Bombe. „Kirschlorbeer ist aber auch gut.“ Ist das die Zukunft unserer Städte: Kirschlorbeer und Faserbeton? Dazu Abstandspoller, die sich als Laternen tarnen? Und was ist eigentlich mit dem Rucksack?

Der Rucksack steht wie kein anderes Alltagsgerät für eine Umdeutung des öffentlichen Raums und für die Aufrüstung unserer Lebenswelt. Die Beispiele für die Militarisierung des Alltags mehren sich. Da ist das splinternd zerbombte Schaufensterglas, das als Waffe taugt – wie in Brüssel. Da ist der Lastwagen als Panzer – wie in Nizza. Und da sind die Rucksäcke aus München und Ansbach.

Die „Ausweitung der Kampfzone“, um einen Romantitel von Michel Houellebecq zu nennen, erfasst nun das Zubehör des urbanen Lebens. Von Mal zu Mal wird so der Medientheoretiker Paul Virilio bestätigt: „Der Ort des neuen Krieges ist heute die Stadt.“ Aus den Schlachtfeldern von Verdun wurde das Schlachtfeld im Pariser Konzertsaal Bataclan. Aus den Feldtornieren des Ersten Weltkriegs wurden jene Cityrucksäcke, deren modische Camouflage-Optik nun auf irritierende Weise die Grenzen der Ironiefähigkeit testet.

Die Bild-Zeitung zeigte erst kürzlich in einer Ausgabe einen eben noch normalen, durch aktuelle Ereignisse in der Wahrnehmung jedoch völlig veränderten Rucksack



Krieg der Dinge

Vom 9/11-Teppichmesser in New York bis zum Rucksack von Ansbach: Wie unser Alltag durch Terror und Amok militarisiert wird

als Vehikel des Todes. Sie zeigte ihn zweimal: auf Seite 1, getragen von (Münchner) „Amok-Killer“, und auf Seite 3, groß, fast wie ein Porträt, mit der Zeile „der Rucksack des Attentäters“ (von Ansbach). Schon in den Tagen zuvor gab es kaum Bilder über den „Terror in Deutschland“, die ohne den zeichenhaften Rucksack auskommen wären. Der Rucksack ist wie ein Fanal. Hannah Arendts Satz von der „Banalität des Bösen“ aus dem Jahr 1963 gilt daher auch heute und in seiner umgekehrten Paradoxie: Gerade weil der Rucksack

banal ist, kann er auch böse sein. Das gilt auch für die Orte. Dienten die WTC-Türme den Angreifern noch als hehre Symbole für Kapitalismus und Moderne, so sind jetzt die Ebenen alltäglicher Banalität erreicht: McDonald's, Kaufhaus, Parkdeck – oder der Eingang zu einem Festivalbereich.

Die Ungewissheit dieser Bedrohung in der Normalität ist ein extremer Verstärker der Angstmechanismen, mit denen der Terror operiert. In Rucksäcken kann man Wanderutensilien, Schulsachen und Laptops transportieren – oder eben Sprengstoff

und Munition. Dieses Ineinander von Leben und Tod hat dem Film „The Peacemaker“ (mit George Clooney und Nicole Kidman, 1997) zu einer illustrativen Szene verholfen. Darin bahnt sich ein fanatischer Attentäter, gesucht von Hundertschaften der Polizei, seinen Weg durch Manhattan. Im Rucksack transportiert er einen Atom-sprengkopf, während er sich gleichzeitig daran erinnert, wie er sein sterbendes, von einem Irrläufer getroffenes Kind auf den Armen durch den Balkan-Bürgerkrieg tragen musste. Im Bemühen, den Attentäter

auszuschalten, werden in dieser Szene natürlich sämtliche Rucksackträger, die irgendwo herumstehen in der Stadt, pauschal von der Polizei festgehalten.

Die Diskussion um ein „Rucksackverbot“ für das bevorstehende Münchner Oktoberfest erscheint nach München und Ansbach fast zwangsläufig. Auf Twitter dient allerdings der Hashtag #Rucksackverbot auch als Forum eines sonderbaren Humors. Der Nutzer BigPlay

Im Kino diente das Gewehr im Geigenkasten noch der Lachroutine

fragt: „Darf man das Rucksackverbot als Ausrede bei Schulbeginn nehmen?“ Und Ysann kontert: „Rucksackverbot? Wie soll man bei den Preisen auf der Wiesen das ganze Geld transportieren, das man braucht?“ Wer sich dazu die Rucksäcke der Attentate vor einigen Tagen vorstellt, kann darüber kaum lachen. Auch deshalb, weil es ja nicht nur ums Oktoberfest geht. Konzertveranstalter denken ernsthaft darüber nach, Plastiktüten an den Eingängen zu Hallen und Sälen abzuweisen.

Dabei war die Armierung des Alltags ursprünglich ein Standard-Gag des Kinos. In den Filmen „Ladykillers“ (1955) und „Some Like It Hot“ (1959) sorgen Gewehre im Geigenkasten und Maschinengewehre in der Golftasche für Lachroutine. Die typischen Bond-Gadgets waren die schussbereite Zigarre und der explosive Füllfederhalter, für die es zwar Vorbilder im wirklichen Agentenleben gab, die aber vor allem zu Kuriositäten des Actionfilms wurden. In „Goldeneye“ von 1995 stöbert Pierce Brosnan als James Bond in den Werkstätten seines Waffenmeisters „Q“ herum. Unter lauter Hightech-Gerät sieht er ein belegtes Baguette. Er will wissen: „Und was kann man damit machen?“ Darauf sagt „Q“: „Finger weg, das ist mein Mittagessen.“

Im Zeitalter tödlich wirksamer Rucksäcke, Schaufenster und Blumenkübel wirkt so ein Gag plötzlich recht schal. Aus den Gadgets zur Alltagstarnung von Spionen, die das Böse bekämpfen, wurde das Böse, das nun unseren gesamten Alltag als Geisel nimmt. In dem Maße aber, wie der Alltag gegen uns eingesetzt wird, verwandelt sich der Normalfall in den potenziellen Ernstfall.

Wie lassen sich Explosionen hemmen? Ingenieure tüfteln am bombensicheren Kiosk

„Bomben und Schusswaffen dienen dem Terror nicht allein als Arsenal“, sagt Gebbeken. Es ist auch der öffentliche Bereich der Stadt, des Flughafens, der U-Bahnstation oder des Veranstaltungsraums, der die Gefahr potenziert. „Wenn Bomben in und vor Gebäuden explodieren, kommt es auch auf die Materialien und die Bauweise an, ob Menschen verletzt und getötet werden.“ Mittlerweile ist unter Ingenieuren nicht nur der erdbebensichere Wolkenkratzer ein Thema, sondern auch der bombensichere Kiosk. Experimentiert wird mit explosionshemmenden Baustoffen, schützenden Konstruktionen und Grundrisslösungen, die dem Terror nicht in die Hände spielen. „Allerdings“, sagt Gebbeken, „dürfen wir unsere Städte auch nicht in mittelalterliche Festungen verwandeln, sonst hat der Terror schon gewonnen.“ Dennoch: Rucksäcke, Pflanzkübel und Kirschlorbeerhecken haben ihre Unschuld verloren. Die Banalität der Dinge ist uns abhandengekommen.

TÜRKISCHES TAGEBUCH (XV)

Erdogan in Kampfeslaune

Neue Feindschaften nach außen und innen. Von Yavuz Baydar

Die Anspannung lässt nicht nach. Nun entwickelt sich auch noch eine Kluft zwischen Ankara und Rom und wird Teil der zerrütteten Agenda der Türkei. In einem Interview mit RAI News 24 forderte Erdogan in Kampfeslaune die italienische Regierung heraus: Er erklärte, dass Ermittlungen gegen seinen Sohn, Bilal Erdogan, die Beziehungen zwischen der Türkei und Italien erschweren könnten. „Wäre mein Sohn nach Italien eingereist, wäre er vermutlich verhaftet worden. Was soll das? Mein Sohn, ein gescheiter Mann, wird der Geldwäsche bezichtigt. Statt meinen Sohn zu schikanieren, sollte Italien sich lieber um die eigene Mafia kümmern!“, sagte er verärgert.

Sein Ärger richtete sich auch gegen die Stadt Bologna: „In dieser Stadt gelte ich als Diktator“, so Erdogan. „Und es werden dort prokurdische Demonstrationen organisiert. Warum schalten sich die italienischen Behörden nicht ein? Diese Angelegenheit wird unsere Beziehungen mit Italien gefährden.“

Der italienische Premierminister Matteo Renzi reagierte prompt in einem Tweet darauf: „In diesem Land folgen die Richter dem Gesetz und der italienischen Verfassung, nicht dem türkischen Präsidenten. Das nennt man Rechtsstaatlichkeit.“

Der Umgang der türkischen öffentlich-rechtlichen Medien mit diesem Zwist wurde schnell Teil des Problems. Erdogans Aussage wurde im Fernsehen flächendeckend zitiert, Renzis fiel laut Beobachtern der Selbstzensur zum Opfer.

Erol Önderoğlu, der türkische Vertreter der Reporter ohne Grenzen (RSF), fragte ironischerweise am Mittwoch in den sozialen Netzwerken, ob die türkischen Fernsehsender Renzis Rechtsgrundsatz wohl überhaupt vermeiden würden. Als ob Selbstzensur nicht schon ausreichen würde, meldete eine der wenigen verbliebenen unabhängigen Zeitungen, *Cumhuriyet*, am Mittwochvormittag, dass einige vorherige Berichte über die Geldwäschevorwürfe gegen Bilal Erdogan nach Recep Erdogans RAI-Interview gesperrt wurden. Die neu zensierten Websites sind Diken, Gazeteport, BBC Türkei und der Independent, die schon vorher Opfer von Sanktionen und Machtmissbrauch waren.

Mindestens 149 Journalisten werden jetzt vor Gericht gestellt

Gegen Mittag, just während dieses Tagebuch geschrieben wird, erfahre ich, dass Ausreiseverbote gegen weitere 1297 Personen verhängt worden sind, darunter 35 Journalisten und 51 Anwälte. Die Namen der Betroffenen sind unbekannt.

In der Zwischenzeit werden verstärkt kurdische Journalisten mit repressiven Maßnahmen belegt. Nach Angaben des Committee to Protect Journalists (CPJ) nahm die Polizei Mehmet Arslan, einen Reporter für die Dicle News Agency (DİHA) in der Gegend um Karayazi in der Provinz Erzurum fest. Die türkische Telekommunikationsbehörde TIB sperrte die Homepage der Nachrichtenagentur JINHA, die hauptsächlich über kurdische Themen berichtet.

In den sozialen Netzwerken warnten Journalisten die Behörden, dass der inhaftierte Journalist Haşim Söylemez kürzlich zwei Gehirnoperationen hatte und seine Gesundheit stark gefährdet sei. Laut einem Kollegen, der gemeinsam mit Söylemez in Haft war, kann dieser kaum in seiner Zelle aufstehen. Erol Önderoğlu ist wie ich besorgt darüber, was in den nächsten Wochen passieren wird. In den kommenden vier Monaten werden mindestens 149 Journalisten vor Gericht gestellt. Aufgrund des verhängten Ausnahmezustands werden sehr viele Ermittlungen gegen weitere Kollegen eingeleitet – in den meisten Fällen gestützt auf das Anti-Terror- und das Strafgesetz.

Der Autor, Jahrgang 1958, ist Journalist, Blogger und Mitgründer von P 24, einer unabhängigen türkischen Medienplattform in Istanbul. Deutsch von Sofia Glasl.

HEUTE

Film
Das Melodram „Julietta“ von Pedro Almodóvar 10

Feuilleton
Vierzig Jahre nach seinem Ende prägt der Vietnamkrieg noch immer die US-Politik 11

Literatur
Unterwegs in aller Welt – Hans Christoph Buchs „Elf Arten, das Eis zu brechen“ 12

Wissen
Auf Autopilot: Fregattvögel können im Flug schlafen 14

» www.sz.de/kultur

In Onkel Prosperos gepflegtem Zaubergarten

Die Britin Deborah Warner inszeniert Shakespeares spätes Stück „Der Sturm“ bei den Salzburger Festspielen als laues Lüftchen

Werkstattatmosphäre von Anfang an. Während das Publikum auf der Tribüne Platz nimmt, wird vorne auf der weiten, offenen Bühne noch letzte Hand angelegt, wird vermessen, gewischt und gereicht. Der Raum, gestaltet als schwarzer Spielkasten ohne Decke(), behält seinen Probenübungscharakter: Scheinwerferbatterien links und rechts, an der Rückwand ein breites Videofenster für Projektionen von Sturm und Meer, überall lehnen Holzplatten, liegt Zeug herum.

In diesem nüchtern-technischen Provisorium siedelt die Britin Deborah Warner ihre Inszenierung von Shakespeares letztem Stück „Der Sturm“ an, das von dem zaubermächtigen Herrscher Prospero handelt, der seinen Feinden vergibt. Prosperos Inselreich liegt hier passenderweise auf der Pernerinsel, der Schauspieldependance der Salzburger Festspiele in einer ehemaligen Salinenhalle in Hallein. Von wilder Natur aber: keine Spur.

Das Dämonische, Zwiespältige, anfangs Rachsüchtige der Rolle bedient Simonischek nicht

Natur kommt in der Rauminstillation von Christof Hetzer allenfalls in kultivierter Form vor, eingehegt in rechteckigen Flächen auf dem Bühnenboden: hinten ein langes Kiesbeet, hier ein Rechteck mit Erde gefüllt, dort eines mit Schlamm. Wasser, Feuer, Erde, Luft – die vier Elemente sind in Prosperos Reich vollends gebündelt, etwa in die Form einer alten Badewanne, die nutzlos herumsteht oder in die Gestalt einer bauschigen Wattewolke, die verheißungsvoll über der Szenerie hängt und dann zumindest einmal abregnet: genau auf den Dummkopf Trinculo.

Die experimentelle Performance, die diese ambitionierte Kunstraumgestaltung verspricht, bleibt die Inszenierung dann aber schuldig. Für Deborah Warners brave

Schauspielerführung erweist sich der Raum am Ende sogar als kontraproduktiv: Die Darsteller, allen voran die Runde der Schiffbrüchigen aus Mailand und Neapel, tappen oft ziemlich allein gelassen in der Installation herum, ohne den Raum wirklich zu nutzen und zu bespielen.

Prospero indes, der sich diebisch freunden Peter Simonischek, verlässt manchmal die schwarze Spielschachtel und blickt von oben in sie hinein. Wie ein Bühnenbildner in sein Modell. Oder wie ein Puppenspieler. Er ist ja auch der Strippenzieher des Ganzen und entfacht gleich zu Beginn jenen tosenden Video-Sturm, der die Flotte der Italiener zum Kentern bringt. Prospero, einst Herzog von Mailand, wurde zwölf Jahre zuvor durch eine Intrige seines Bruders Antonio mit tatkräftiger Unterstützung von Alonso, dem König von Neapel, gestürzt. Mit seiner damals erst zweijährigen Tochter Miranda konnte er auf die Insel entkommen, die er, der Büchermensch, sich mit seinem Magierwissen untertan machte. Jetzt, da das Schicksal ihm seine Feinde vor die Nase spült, ist für Prospero die Stunde der Rache gekommen. Mit faulem Zauber macht er die Schiffbrüchigen mürrisch, bis sie nicht mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht.

Peter Simonischek, im Kino derzeit gefeiert als spafsväterlicher „Toni Ermann“ und in Salzburg ohnehin ein Publikums- liebling (er war von 2002 bis 2009 der „Jedermann“), ist als Prospero ein netter Kerl. Bärtig-urig, bisschen ruppig, aber grundsympathisch. Changierend zwischen Alm-Öhi und lieber Gott. Das Dämonische, Zwiespältige, anfangs Rachsüchtige der Rolle bedient Simonischek nicht, er ist auch nicht der feinsinnige Intellektuelle, dessen Geistesbrillanz man fürchten müsste.

Im Schlabberlook mit Sommerhut gibt Simonischek eher den jovialen Inselgärtner, der seine Beete – und sehr souverän auch die Sprechkultur – pflegt. Sein Holz- zauberstab schaut wie ein Prügel aus, oft

dampft es aus dem Stock heraus. Erst später, wenn Prospero Simonischek sich seinen Feinden zu erkennen gibt, weicht das Onkelhafte einer vorher an ihm nicht gesehenen Altersweisheit.

Den Luftgeist Ariel interpretiert der Londoner Play-back-Performer Dickie Beau als Medium, das in verschiedenen Zungen spricht (sein Text wurde eingelesen von Fiona Shaw, Angela Winkler und Peter Simonischek). „Invisible“ steht auf seinem T-Shirt. Meistens spricht er in schönem Shakespeare-Englisch und starrt dabei wie in Trance. Manchmal zuckt er und verdreht die Augen. Prospero dirigiert diesen Ariel mit einem Handspiegel und muss im Dialog mit dem Unsichtbaren immer mit aufgerissenen Augen ins Nichts hinein sprechen.

Zum Zauber des Abends trägt das nicht unbedingt bei. Dafür ist Prosperos anderer Diener, das „Ungeheuer“ Caliban, das wilde, pochende Herz der Inszenierung. Jens Harzer erspielt diesem versklavten Ureinwohner der Insel eine lodernde Leidensgeschichte. Anfangs splittetrack, Inbegriff purer Natur, zieht der Erboeste sich schnaubend den schwarzen Pullover und die Flatterhosen des Zwangszivilisierten an, um in diesem Look immer noch verhöhnt zu werden. Mit pumpenden Backen um Luft ringend wie ein Fisch an Land, agiert Harzer mit atemloser Dringlichkeit. Wie zutiefst ergeben er dem Säufer Stephano die Füße leckt, weil er hofft, dieser könne ihn befreien, und wie rüde er am Ende von Prospero abgeführt wird, dem hier dann doch eskalanten Kolonialisten, das geht zu Herzen.



Peter Simonischek ist als Prospero halb Alm-Öhi, halb lieber Gott, bärig-urig, bisschen ruppig, aber grundsympathisch. FOTO: SALZBURGER FESTSPIELE / MONIKA RITTERSHAUS